

Homburger Hut und Autotourismus

Shell läßt die Landschaft verzeichnen / Von Karena Niehoff

Alle Viertelstunde fährt ein Omnibus von Frankfurt in das nahe Bad Homburg. Viele Homburger, besonders auch dort lebende Flüchtlinge, arbeiten in Frankfurt, und viele wohlhabende Frankfurter haben in Homburg ihre Villen. Jetzt aber, am späten Abend, ist der „Kasinoexpress“ voll mit abenteuerlustigen jungen Leuten im Arbeitsanzug, die fünf oder zehn Mark in die Waagschale des Glückes werfen wollen, und mit runden Herren, die, bevor sie ihren runden Brieftaschen entsprechend hoch setzen, im Bus die Geschäfte für morgen besprechen. Aber wirklich riskant und mit verbissenem Ernst spielen eigentlich nur die älteren Damen. Eine grellblond Gefärbte, malerisch bunt Gewandete, die sich mühsam auf einen Krückstock stützt, betritt Abend für Abend mit sieghaft flackerndem Gebärde den pathetisch geschmückten Spielsaal. Die alte Dame schüttelt bestürzt und verwundert den Kopf, wenn sie verliert. Gewinn sie aber, so schenkt sie am nächsten Tage das Geld strahlend einer Sekte. Sie ist ein fremdartig irisierendes Lichtwesen in dieser Spielwelt. „Vieh darf auf diesem Gelände nicht getrieben werden“, steht warnend auf den „Anleitungen“ am Eingang. Das wissen die Besucher offenbar schon. Als ich da war, hatte niemand eine Kuh zum Spielen mitgebracht.

Ich hatte an die, einschließlich der Zugezogenen, rund dreißigtausend Einwohner Homburgs nicht gedacht. In Kurbädern bleiben die Einheimischen unbemerkt. Es gibt eigentlich nur die Gattung der Fremden, und die würde man zu dieser frühen Jahreszeit noch nicht allzu zahlreich vorfinden: so hatte sich in mir die melancholische Vorstellung gebildet, daß ich, wie eine verlassene Pierrette zwischen verdödeten Kulissen, auf den Straßen des erstarrten Ortes umherwehen müßte. Aber, siehe da: die Einheimischen sind gar nicht zu übersehen. Sie eilen zu den mancherlei Fabriken, die in und um Homburg angesiedelt sind und durch die Flüchtlinge noch um einige vermehrt wurden, wie etwa um die frühere Marienbader Oblatenherstellung. Glas fabriziert man hier schon seit zweihundert Jahren, und nach dem ersten Weltkrieg entwickelten sich Peters Pneum-Autoreifen und die Horex-Motorradindustrie. So gibt es keine Arbeitslosen, und die Flüchtlinge sieht man hier nicht als Aussätzige an. Ein Ukrainer darf Hausdiener in dem prächtigsten Etablissement des Ortes, Ritters Parkhotel; sein, schlesische Lehrer unterrichten an den Schulen, und ein älterer Sudetendeutscher verwaltet die winzige alte Stadtbibliothek und das altmodisch-behagliche Lesezimmer. Trotzdem lebt Homburg in einem unausgeglichenen Schwebestadium. Es sucht nach einer Gegenwart, aber noch immer ist die Vergangenheit stärker.

Das Bad der Könige und Prinzen

Homburg war das Bad der Könige und Prinzen. Nachdem das ursprünglich barocke, später von vielen Baumeistern klassizistisch verwässerte Landgrafenschloß durch den Tod des letzten Landgrafen von Hessen-Homburg 1866 verwaist war, richteten es die Hohenzollern als ihren Sommerwohnsitz ein. Mit Kaiser Friedrich und seiner englischen Frau flutete der britische Hochadel in das Bad. Der Prinz von Wales hatte jahrelang sein Appartement in Ritters Parkhotel, er fand hier seinen runden, steifen „Homburger Hut“ und traf im Kurpark — ob die hohe Politik dies nun gerade wünschte oder nicht — sehr oft das brunnenrinkende Zarenpaar. Es drängten sich mit vielem Gefolge mehrere internationale Höfe en miniature auf dem engen Platz, und das wieder lockte den Adel der Welt und die deutschen Großbürger, die sich in dieser kostbaren Umgebung selbst erhöhen wollten. Man baute in Homburg eifrig Hotelkolosse mit viel Säulen und Erkeren und umständlich geschwungene Badehäuser, die alle erhalten geblieben sind, während das zerbombte Kurhaus soeben durch einen in dieser verschönerkten Bauwelt selten kühl wirkenden neuen Bau ersetzt wurde. Die Homburger führen ihre Gäste am liebsten mit gesenkten Augenlidern an diesem „schmucklosen Kasten“ vorüber. Sie sprechen viel von dem eifrigsten der fürstlichen Gäste, Kaiser Wilhelm II., verweisen auf die von der Kaiserin Auguste Viktoria gestiftete Nachbildung der Hagia Sophia und fühlen sich wegen des „Prinzen von Homburg“ als geistige Paten Kleists. Beinahe eben so stolz sind sie darauf, daß der unvermeidliche Goethe, zuerst als malender Jüngling, später meist in Begleitung seines Freundes Merck, auch hier seine Spuren hinterlassen hat. Den uralten bäuerlichen weißen Turm hinter dem Schloß und das junge Hoffräulein Luise von Ziegler hat er in dem Gedicht „An Lila“ besungen.

Die romantische und glanzvolle Vergangenheit ist freilich durch Seufzer nicht wieder zu erwecken. In den pompösen Räumen des Schlosses hat sich das Finanzamt eingerichtet. Immerhin trifft man erstaunlich viele Amerikaner, Engländer und Franzosen, die hauptsächlich wegen der berühmten historischen Denkmäler hierher kommen. Ich zwängte mich mit einigen von ihnen am Hexenturm, indem einst „Hexen“ eingesperrt und verbrannt wurden, vorbei durch die engen Gassen der Altstadt, an deren Häusern Jahreszahlen aus dem vierzehnten Jahrhundert aufgemalt sind, was nach anfänglichem Mißtrauen, ob sie echt seien, das entzücken der Amerikaner erreichte. Diese schiefen, buckligen, halb zerbrochenen, halb zerbrockelten Häuschen mit den winzigen Fenstern und den dumpfen Gemischtwarenläden, mit der Wäsche, die auf einer Leine quer über der Straße trocknet, mit seinen freundlichen und langsamen Bewohnern, deren Familien seit Jahrhunderten hier ansässig sind, und die trotz ihrer modernen Tätigkeiten unveränderlich in ihren alten, armen Winkeln eingesperrt sind wie die steinernen Heiligen in den dunklen Nischen der Kirchen, diese unbeirrbar sichere und Festigkeit, mit der die Jahrhunderte hier ihren Tod überlebt haben und die Gegenwart die wacklige Steinstufe zu sich, in ihre kleine Welt, hinunterziehen. Das hat etwas Rührendes und sanft Beruhigendes in der hastigen Zusammenhanglosigkeit unserer Zeit. Sie ist den spitzen Dächern übrigens dicht auf den Leib gerückt, denn vor einigen Jahrzehnten hat man hart über ihnen, zwischen den früher isoliert stehenden Wachtürmen, eine flache Brücke gebaut, die unbekümmert die bunten Baumwollgardinen der oberen Fenster streift.

Wo der Limes anfing

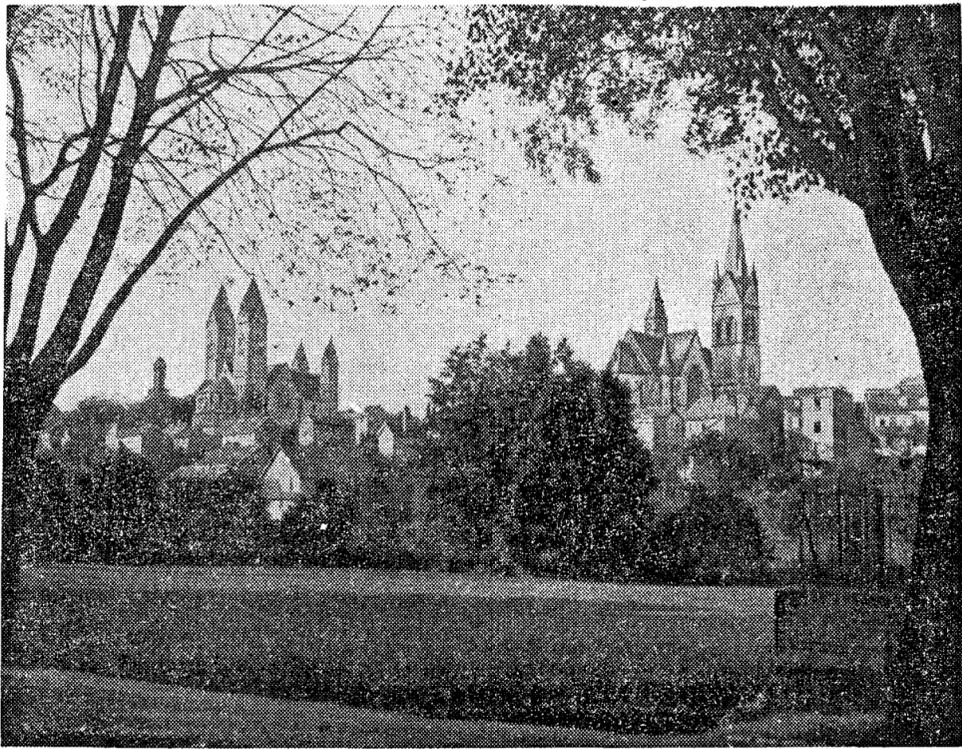
Eindrucksvoller für die Fremden als dieses bescheidene Mittelalter, das nichts von dem kostbaren Handwerk der alten Kunst- und Handelsmetropolen Süddeutschlands zu bieten hat, ist die römische Saalburg, auf die der Baedeker mit vielen Sternen weist. Sie ist vor rund zweitausend Jahren wichtige Festung und Truppenplatz der Römer gewesen, und der Limes zieht sich von hier durch die Hügel des Taunus mit seinen dichten Laubwäldern über den im Nebel verschwimmenden Feldberg weit durch das südwestliche Deutschland. Reste davon findet man allenthalben in dieser Gegend. Aber die Saalburg ist das anschaulichste und vollständigste Stück Geschichte dieser Zeit. Das heißt, sie war es nicht immer. Erst Wilhelm II. veranlaßte die systematische Ausgrabung und Wiederherstellung. Man ist dabei, was man nicht von allen „Erneuerungen“ der Antike sagen kann, mit viel Sorgfalt und Sachkenntnis nach Funden und alten Plänen

vorgegangen, und so ist ein wertvoller geschichtlicher Anschauungsunterricht möglich geworden. Ueberwältigend kann der Eindruck schon deswegen nicht sein, weil die Burg im Walde so versteckt liegt, daß ein Gesamtbild des gewaltigen, ummauerten Vierecks nicht entsteht. Es wirkt mehr wie ein Macbeth-Bühnenbild, ein Museum im Freien, in dem man allerdings die ästhetisch schöne Aufteilung der Innenhöfe, zwischen Quästorium und Pratorium, bewundert. Sie erinnern zum Teil mit ihren bogigen Kolonnaden an mittelalterliche Klosterhöfe.

Ehrfurchtsvoll besehen sich die meist ausländischen Besucher in den düsteren Hallen die raffinierten römischen Zentralheizungen, Wagenräder und kunstvoll eisenvergitterten Glasfenster. Aber wirklich anrührend sind von all der sorgfältig präparierten und „ausgebesserten“ Museumsware die derben, gedrunghenen kleinen Genien, die Schutzgötter der römischen Zenturien, von denen einige in ihrer zusammenziehenden Mischung aus Realität und Vorstellung manchmal eine Verbindung zu frühetruskischer Kunst herzustellen scheinen.

Satt von Geschichte, wandere ich den wild wachsenden Mischwald nach Homburg zurück, um mich mit den Fragen unserer technischen Gegenwart zu beschäftigen. Es geht um den Autotourismus, und die deutsche Shell A. G. will darüber berichten, wie sie mit einer Reihe neuer Autokarten und Atlanten bemüht ist, dem geschäfts- oder vergnügungsreisenden Autofahrer das Reisen wirklich zu einer Freude zu machen. Homburg ist eine Konferenzstadt geworden. Man hat die Erfahrung gemacht, daß es sich in der beschwichtigenden Ruhe, zwischen den lebenswürdigen Arabesken eines Kurortes konzentrierter und förderlicher diskutieren läßt als in der eiligen Anonymität der großen Städte. Homburg bietet sich für diese Zwecke doppelt an durch seine Nähe zu Frankfurt. So finden sich die beschauliche Umgebung und das räumlich weitgreifende Thema des Tages nicht schlecht zusammen. Und dieses Thema ist gar nicht so nüchtern und ledern, wie ich, autolos und daher uneingeweiht, zuerst befürchtete. Denn es ist nicht nur unterrichtend, sondern beinahe spannend, auf Leinwandprojektionen zu erkennen, wie sich die amtlichen, zwar kostenlosen, aber auch lieblosen Karten von denen unterscheiden, die Shell zusammen mit Baedeker und Meyers Geographischem Verlag seit einiger Zeit herausgibt. Das Interessante daran ist, daß dieser Unterschied zuerst einmal ein gedanklicher, man könnte tiefensinnig fast sagen: einer der inneren Einstellung zur landschaftlichen Umwelt ist (sofern man bei Aemtern das Denken überhaupt voraussetzen darf). Die amtlichen Karten werden am Grünen Meßtisch mit Rechenschieber und Lineal in kartographischer Maßstabtreue zusammengestellt. Das ist theoretisch ohne Fehl, aber die Praxis der tatsächlichen Gegebenheiten entzieht sich oft gerade dieser sterilen Perfektion. Die Shell-Kartographen fahren jedes Stück, das sie aufzeichnen, selbst ab, um es mit den Augen der Autofahrer zu erkunden. Und dann verändern sie, wenn es für die Lesbarkeit der Karten notwendig ist, bewußt die Perspektive, die Entfernung und die Straßenübergänge. Das sieht dann etwa so aus: auf der amtlichen Karte fließen drei Ausfallstraßen einer Stadt, die in Wirklichkeit dicht nebeneinander liegen, fast in eine über, ohne den Anfang erkennen zu lassen. Die Shell-Karte entfernt dieselben Straßen viel weiter voneinander, als es der Wirklichkeit entspricht, und erreicht durch diese Verzeichnung ein überdeutliches Bild des wirklichen Verlaufs der Straße und ihrer Beziehung zur Stadt.

Unter Umständen, so erklärte Ernst Falkenheim vom Vorstand der Shell, scheut man auch nicht davor zurück, den Rhein oder die Mosel zu „verlegen“, um eine Straße plastisch sichtbar zu machen. Schlecht befahrbare Straßen werden „onduliert“; der Hunsrück wird an einer Stelle „verschoben“, um den Weg zu einem Aussichtsziel zeich-



Bad Homburg

Photo: Tagesspiegel-Archiv

nerisch freizugeben. Die amtlichen Kartographen schütteln vor derartigen Freiheiten den Kopf. Sie neigen bei Differenzen und Unklarheiten zwischen den alten Reichskarten und der Natur eher zu der Ansicht, daß der liebe Gott hier einen Fehler gemacht hat. Die Wirklichkeit muß also oft verändert dargestellt werden, um sie wirklich zu machen. Das sagen auch die modernen Maler und Bildhauer. Auch sie verzichten auf die materielle Genauigkeit der Photographien. Statt dessen verkürzen sie das zu Ausführende der Dinge, verschieben die Proportionen und verwischen Konturen zugunsten der reinen Form und machen solcherart erst die Wahrheit des Wirklichen oder die wahre Wirklichkeit offenbar.

Seltsam, wie dicht alles beieinander liegt, und wie sehr alles auseinander herauswächst. Wer hätte glauben können, bei einem Exkurs über moderne Autokarten, die bestimmt nicht nach einem philosophischen Ismus, sondern danach eingerichtet werden, wie es sich bei den genau durchdachten Erfahrungen des Sehens als notwendig und „richtig“ erwies — daß ausgerechnet bei so zweckbestimmter Beschäftigung mit der Realität die Bilder der vom Gegenstand abweichenden Maler eine Bestätigung finden würden? So wurde man nun zwischen zwei Spaziergängen im Homburger Kurpark in die Gesetze eingeweiht, die eine ohne Texte sprechende Landkarte zu einem nützlichen Instrument der Orientierung machen. Diese bunt gestrichelten Bilderbücher der Straßen, Städte und Landschaften sind auch für denjenigen, der kein Auto hat, ein intelligentes und hübsches Spielzeug. Vor uns auf dem Tisch liegen gleich zwölf verschiedene Kartenbücher, und ich beneide zuerst etwas entmutigt die Autotouristens rings um mich herum, die das waltende Ordnungsprinzip schnell herausgefunden haben. Aber schließlich habe auch ich die Schulaufgabe gelöst und weiß die Vorteile einer „Leporello-Falzung“ zu schätzen, bei der die jeweiligen Gebietskarten bequem, ohne Armverrenkungen, wie ein Buch gelesen werden können. Nun

ist aber Shell nicht nur eine Ehe mit dem Geographischen Verlag eingegangen, sondern eine zweite mit dem guten alten Baedeker. Das Leipziger Stammhaus dieser einzigartigen, viel belächelten und viel begehrten Edition ist mit dem unersetzlichen Archiv zwar zerstört oder beschlagnahmt, aber der Verlag hat jetzt in Stuttgart wieder von vorn angefangen. Schon immer haben sich die Leute gern mit Baedekers Reisehandbüchern in den Zug gesetzt, und nun sollen sie sich auch ins Auto mit ihnen setzen können. Im Baedeker-Autoführerverlag hat man jetzt die ersten drei Bände von Deutschland heraus gebracht. Man beschreibt in ihnen die Reise entlang den Autostraßen, alles das, was graphisch nicht darzustellen ist, und was der Autotourist in den Büchern, die auf Eisenbahnreisen abgestimmt sind, nicht findet. Der alte Herr Baedeker, der im Zeitalter der Postkutsche die Gemäldegalerien inspierte und in den Hotels aller Länder höchst persönlich Betten und Speisekarten prüfte, ist sagenhaft geworden. Aber das Gesetz des Hauses, nach dem jedes Wort nur aus der eigenen Anschauung geschrieben werden darf, gilt auch heute noch.

Natürlich erwachte in mir der Wunsch, nach allem, was wir über Aesthetik und Nutzen neuer Autokarten gehört hatten, eine Fahrt in den Taunus zu machen, wobei ich dann sicher mehr auf die Karte in der Hand als auf die Landschaft schauen würde. Aber wir kamen nicht dazu, es wurde am Abend zu spät. Ich ging zu Fuß ins illuminierte Kasion. Die Hotelvillen sahen zwischen den vielen Bäumen in dem dünnen Licht des Mondes fremd wie verunschöne Burgen aus. Im dunkel rauschenden Kurpark stand, als sei es ein scheuer Feenspuk, plötzlich ein buntbemaltes Spielhäuschen, ich erinnerte mich: die puppenhaft winzige, russisch-orthodoxe Kirche. Die Straßen und Menschen schliessen jetzt wirklich mit abweisender Verschlossenheit, und ich wehte, genau so, wie ich es vorher gedacht hatte, wie eine vergessene Pierrette durch die gleichmütig einsamen Kulissen.

Organische Steuerreform / Von Professor Dr. Günter Schmolders

Die Grundzüge des deutschen Steuersystems stammen aus der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts; aus den Auseinandersetzungen um eine sozial gerechte Lastenverteilung ging als Kernstück die progressive Einkommensteuer hervor. Nach dem ersten Weltkriege stellte sich ihr die anfangs sehr vorsichtig gehandhabte Umsatzsteuer zu; schon 1891 war das Prinzip der Einkommensteuer in Preußen auch auf juristische Personen ausgedehnt worden, die nun einer besonderen Körperschaftsteuer unterworfen wurden. Daneben blieben Vermögen- und Erbschaftsteuern, die Realsteuern der Gemeinden und eine bunte Fülle kleinerer Einzelsteuern bis heute bestehen. So erscheint unser Steuersystem auf den ersten Blick organisch gewachsen, leistungsfähig, sozial gerecht und in festen Traditionen verwurzelt. Ein erster Zweifel an dieser behäbig-geruhamen Genugtuung tauchte mit der Kontrollratsgesetzgebung von 1946 auf, die die übersteigerten Tarife der Einkommen-, Körperschaft- und Umsatzsteuer auf eine Höhe hinaufschraubte, an die nicht einmal der Diktaturstaat zu denken gewagt hatte; als normal galten jetzt Einkommensteuersätze, wie sie die nationalsozialistische Finanzpolitik nur als Strafsteuern für die hartnäckigen Junggesellen kannte, und auch Körperschaft- und Umsatzsteuer erreichten eine nie geahnte Höhe. Nach der Währungsreform von 1948 gelang es in mühsam-zäher Kleinarbeit, gewisse Vergünstigungen einzubauen, die Tarife ein wenig zu berichtigen und sogar zu senken; zu größeren Reformen fehlte es an Zeit und wohl auch an der überzeugenden Konzeption.

Seit der Korea-Krise sind die Vergünstigungen, die 1949 eingeführt wurden, zum großen Teil aufgehoben worden; die Körperschaftsteuer wurde erneut und weiter bis auf sechzig Prozent, die Umsatzsteuer bis auf vier Prozent und für einzelne mißliebige Unternehmensformen sogar bis auf sieben Prozent des Gesamtsatzes erhöht. Damit ist evident, daß es sich nicht mehr um das gleiche Steuersystem handelt, das sich bis 1914 oder bis 1933 „organisch“ entwickelt hatte; die Einkommensteuer, deren Höchstsatz Miguel sich gescheut hatte auch nur auf fünf Prozent festzusetzen, läßt heute im extremen Fall kaum noch fünf Prozent der Einkommensspitzen dem Steuerpflichtigen, den Gesellschaften effektiv noch weniger, und die Umsatzsteuer wird zwar noch in der rohen Uniform der kumulativen Allphasensteuer, aber mit auf das Acht- bis Vierzehnfache gesteigerten Sätzen erhoben. Wenn je die Qualität in Quantität umgeschlagen ist, so hier; mögen die genannten Steuern auch ihre gewohnten Namen behalten haben, ihrem Wesen und ihrer Wirkung nach sind es nicht mehr dieselben Steuern. Weder ist die Einkommensteuer, soweit sie die Gewinne der Klein- und Mittelbetriebe mit fiskalischer Sätzen trifft, identisch mit der früheren Steuer auf das private Einkommen der Wohlhabenden, noch läßt sich die heutige Umsatzsteuer mit dem Warenumsatzstempel von 1 pro Mille vergleichen, aus dem sie hervorgegangen ist.

Hält man sich an die jedermann bewußten und sichtbaren Wirkungen dieses Steuersystems, so fällt zuerst die von der Besteuerung ausgehende „Denaturierung“ des Wirtschaftsprozesses ins Auge, die den Erfolg jeder wirtschaftlichen Tätigkeit lediglich oder überwiegend nur noch an steuerlichen Maßstäben ablesbar macht. Man braucht dabei keineswegs nur an die Verlagerung von Kosten der privaten Lebenshaltung in die Sphäre der abzugsfähigen Betriebsausgaben zu denken, an Bewirtungsspesen und Weihnachtsgeschenke, an Kraftwagen und Dienstwohnung, Betriebsausflüge und Reisen; längst ist das „Steuerdenken“ in die innersten Bezirke der geschäftlichen Dispositionen eingedrungen. Eine Investition ist lohnend, wenn sie Steuerersparnisse ermöglicht, nicht

aber erst, wenn sie sich womöglich gar rentiert; dann entstehen nur neuerliche Steuersorgen. Darlehen werden gewährt, wenn sie sich mit mehr oder weniger Geschick unter die Rubriken Schiffbau oder Wohnungsbau bringen lassen; daß sie unverzinslich sind, ist vom steuerlichen Standpunkt nur erwünscht. Rationalisierung? Die Steuer prämiert das Fortwursteln mit den alten Anlagen, indem sie alle Reparaturen voll als abzugsfähige Betriebsausgaben anerkennt; für Neuananschaffungen, die voll aktiviert werden müssen, stehen nur die bei den gestiegenen Preisen längst unzureichend gewordenen Abschreibungsbeiträge zur Verfügung. So absurd es klingen mag, so ist doch in der gewerblichen Wirtschaft fast jede andere Betätigung bereits „lohnender“ geworden als die Gewinnerzielung und -verteilung; in solchem Maße hat die Besteuerung das wirtschaftliche Handeln „denaturiert“.

Was die Kapitalbildung angeht, so sind die steuerliche Doppelbelastung der Gesellschaftsgewinne, die Anwendung der vollen Progressionstarife der Einkommensteuer auch auf nicht entnommene Gewinne und Kapitalzinsen sowie die Kapitalertrags- und Kapitalverkehrssteuerung nur geeignet, die Vermögensbildung zu schwächen und zu entmutigen; die bescheidenen Vergünstigungen für Kapitalansammlungsverträge und Wertpapiersparen sind nicht mehr als ein Tropfen auf den heißen Stein. Auch die Exportförderung bleibt so lange ein Lippenbekenntnis der Steuerpolitik, wie nicht die kostenerhöhende Steuerlawine, die von Umsatz- und Körperschaftsteuer angefangen über Gewerbesteuer und Notopfer bis zur Soforthilfeabgabe und Investitionshilfe Inlands- und Exportprodukte gleichermaßen verteuert, wirksam aufgelockert wird. Gerade an dieser Stelle muß mit einer organischen Steuerreform begonnen werden. Sie kann sich nicht mit Flickwerk begnügen, sondern sie muß den Stier bei den Hörnern packen. Dazu gehört in erster Linie neben der bereits sichtbaren Schwergewichtsverlagerung von Einkommen- und Körperschaftsteuern auf eine veredelte Umsatzsteuer die Wiederherstellung der echten Einkommensteuer, also einer lediglich das private Haushaltseinkommen treffenden Progressivsteuer ausschließlich für natürliche Personen, während alle der Kapitalbildung zugeführten Einkommensteile, alle nicht entnommenen Gewinne und Investitionen höchstens noch mit einem mäßigen Proportionalersatz herangezogen werden sollten. Will man die Körperschaftsteuer nicht ganz beseitigen, so sollten wenigstens die Gewinnausschüttungen ganz oder teilweise von ihr befreit werden, da ja die Gesellschaftereinkünfte ohnehin der Einkommensteuer unterliegen; bis 1925 bestand — bei der damals zwanzigprozentigen Körperschaftsteuer! — eine solche Befreiungsvorschrift.

Der seinerzeit von der Verwaltung für Finanzen eingesetzte Betriebssteueraussschuß forderte sogar eine ersatzlose Abschaffung der Körperschaftsteuer und die volle Anrechnung der von den Betrieben zu zahlenden „Betriebssteuer“ auf die persönliche Einkommensteuer ihrer Inhaber und Anteilseigner, um damit endlich die volle Wettbewerbsgleichheit privater Kapitalgesellschaften und Personennormen herzustellen. Dies wäre die ideale Lösung; sie vermeidet jede Nahtstelle zwischen den kleineren Personennormen, deren Einkommensteuerbelastung den festzusetzenden Proportionalersatz für nicht entnommene Gewinne nicht erreicht, und den Kapitalgesellschaften, deren Besteuerung sich damit unvermittelt kräftig ermäßigt. Wer sich der Proportionalbesteuerung der nicht entnommenen Gewinne nicht unterwerfen will, braucht jedoch nur in der einfachsten Form für die Einkommensteuer zu optieren, nämlich durch volle Entnahme; was er nach Zahlung der Einkommen-

steuer von seinen Einkünften dem Geschäft wieder zuführt, bleibt auch bei späterer Wiederentnahme von jeder Nachversteuerung frei. Gleichzeitig sollte den Lohnsteuerpflichtigen in ähnlicher Weise die Möglichkeit einer Vermögensbildung und -erhaltung erschlossen werden; der genannte mäßige Proportionalersatz, der noch degressiv abgestuft werden könnte, muß die obere Grenze für die Besteuerung dieser Beträge bleiben.

Nach dieser Reform lohnte es sich wieder, zu sparen und zu arbeiten, da das Ersparte überwiegend dem Arbeitenden verbliebe, für den Unternehmer lohnten sich wieder Kostensenkung und Rationalisierung, ohne daß seine Investitionen auf seltsame Nebenwege abgedrängt würden, die nur steuerlich „interessant“ sind. Es wäre reizvoll, einmal zu schätzen, was eine solche marktkonforme Steuerreform, einerseits den Fiskus „kosten“, was sie andererseits an Spar- und Leistungsimpulsen der Volkswirtschaft zusätzlich zuführen würde. Jedes Prozent Stärkung des Sozialproduktes, das aus der Wiederentdeckung des unternehmerischen Leistungstrebens, aus der Vermeidung unproduktiver Betriebsausgaben und echter Anregung des Spartriebes gewonnen wird, bedeutet eine Milliarde neuer volkswirtschaftlicher Werte und Hunderte von Millionen an Steuereinkommen; es wäre verwunderlich, wenn dieses kühne Experiment nicht mit einem fiskalischen Plus abschließen, zum mindesten die befürchteten Steuererbußen in wenigen Monaten wettmachen sollte.

Probleme des Richterberufes

DT. Berlin. Die Probleme des Richterberufes in der Gegenwart und damit die Stellung der Justiz im demokratischen Staat kritisch in aller Öffentlichkeit zu untersuchen, war der Sinn eines öffentlichen Forums, zu dem der Berliner Richterverein geladen hatte. Amtsgeschäftsleiter Seidel verlangte für den Richter die Garantie seiner richterlichen Unabhängigkeit, da er nicht nur Beamter, sondern als Exponent der Rechtspflege auch Diener der Öffentlichkeit von eigener Art sei. Oft habe der Richter gegen eine unvorstellbare Lebensfremdheit des Volkes anzukämpfen, das häufig nicht Recht suchen, sondern recht behalten wolle. Kammergerichtsrat Büchen wies darauf hin, daß der Richter seine Aufgabe nur erfüllen könne, wenn zur formellen Unabhängigkeit auch die materielle und geistige Unabhängigkeit trete. Die Diskussion befriedigte nicht voll, weil die gewiß wichtigen Besoldungsfragen des Richterstandes allzu stark unterstrichen wurden und die Ausführungen der Vertreter der drei Koalitionsparteien, insbesondere die über den Richterwahlausschuß, fast ausschließlich parteipolitisch gefärbt waren. Man hätte gewünscht, daß die Funktionen des Richters im demokratischen Leben unseres Volkes intensiver erörtert worden wären; das sollte bei den künftigen Veranstaltungen des Berliner Richter-Vereins, denen man einen breiteren Besucherkreis wünschen darf, beachtet werden.

Schulpolitische Tagung der Evangelischen Akademie. Die Evangelische Akademie Berlin veranstaltet vom 5. bis zum 9. Juni im Dietrich-Bonhoeffer-Haus in Berlin-Schmargendorf, Kranzer Straße 7, eine schulpolitische Tagung. Senator Tiburtius, Bezirksschulrat Grigoleit und Professor Bodensiek haben ihre Mitwirkung zugesagt. Anmeldungen für die Tagungen können an die Geschäftsstelle der Akademie, Berlin-Charlottenburg 2, Jebenstraße 3, gerichtet werden. (DT)

